Der Kampf um Tsingtau.

Tagebuch des Kriegskreiwilligen Otto Wiesinger.

V.

Japaner überall.

Nach vielem Hin- und Herziehen glaubten wir schließlich eine neue geeignete Aufnahmestellung gefunden zu haben. Unter Führung verschiedener Unteroffiziere wurde der Zug in kleineren Gruppen auf mehrere Plätze am Abhang des Berges verteilt und eine Patrouille zur Beobachtung des vor uns liegenden Geländes ausgeschickt. An einem weichen Plätzchen hatte ich mich unter einer Kiefer ausgestreckt, glücklich, einmal etwas der Ruhe pflegen zu dürfen. Da, was ist das? Zing, zing, zing ertönte es und dicht sausten die Kugeln in das von uns besetzte Gehölz. Sofort sammelten wir uns und riefen die Patrouille zurück, doch war vom Feinde nichts zu sehen. Da unsere Stellung wenig Uebersicht bot und daher leicht überrumpelt werden konnte, wählten wir jetzt eine neue Stellung am Abhang des jenseits des Baches befindlichen Hügels.

Im Dunkel des ausgetrockneten Flußbettes gewahrten wir eine japanische Patrouille, die sich aber zurückzog, als sie von uns einige Schüsse erhielt. Wir mochten wohl zwei Stunden an der gleichen Stelle gelegen haben, als unser diensttuender Feldwebel mich herantrief und mir befahl, zum Hauptmann zu gehen und zu melden, daß japanische Patrouillen uns zu umgehen versuchten. Der Hauptmann hatte seinen Stand auf einem nicht weit davon in östlicher Richtung gelegenen Hügel. Nach Erstattung meiner Meldung wurde ich gleich zurückbehalten, um die dort unter dem Kommando unseres Oberleutnants liegende Abteilung zu verstärken; kurz vorher war dort nämlich ein Reservist aus Hongkong und ein weiterer aus Shanghai durch Gewehrschüsse verwundet worden.

Eine peinliche Lage.

Die Nacht verging ruhig. Um halb fünf Uhr begann es zu dämmern. Der Feldwebel unserer Meldereiter wurde mit einigen Leuten ausgeschickt, um festzustellen, ob sich auf dem uns gegenüberliegenden Hügel japanische Truppen befänden. Kaum wurden die ersten Umrisse des Geländes kenntlich, als auch schon die ersten Schüsse von drüben auf uns losprasselten. Sogleich wurde das Feuer von uns erwidert. Der Feldwebel war in einer peinlichen Lage: ging er vorwärts, so lief er den Japanern in die Arme, zog er sich zurück, so war er in Gefahr, von unseren eigenen Kugeln getroffen zu werden. Erst im letzten Augenblick wurde seine Lage entdeckt, und es gelang ihm mit Glück und Geschick, zu uns unversehrt zurückzukommen.

Eine zweischneidige Abwehr.

Weniger gut erging es unserem diensttuenden Feldwebel beim andern Zuge. Als er seine Stellung wechselte, um die Japaner besser beobachten zu können, stieß er auf eine von uns gelegte Mine, die sofort explodierte. Glücklicherweise hatte er die Geistesgegenwart, sich sofort auf den Boden zu werfen, sodaß er nur an Augen und Gesicht verbrannt wurde. Immerhin war die Verwundung derartig, daß man lange Zeit für die Erhaltung seiner Augen fürchtete und dieser bei uns allen so beliebte Vorgesetzte an den weiteren Kämpfen nicht mehr teilnehmen konnte.

Mit der zunehmenden Heftigkeit begannen die Japaner, ihren Ansturm erneut kräftig aufzunehmen. In großen Massen kamen sie aus Tsangkou und Litsun auf uns angerückt. Die auf unserem Hügel befindliche Abteilung bestand aus acht Mann Infanterie und einem Maschinengewehr mit vier Mann Bedienung unter dem Kommando eines Oberleutnants. Mit gewaltigem Knattern entsandten unsere Gewehre ihre Kugeln auf die anstürmenden Feinde. Von der Seeseite griff unser Kanonenboot „Jaguar" und später auch der Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" in den Kampf ein. Die Wirkung dieser Flankenbeschießung von der Seeseite sowie die Verheerung unter den immer aufs neue auf uns eindringenden Japanern durch unsere Landgeschütze und Maschinengewehre war ganz außerordentlich. In großen Massen wurden die Japaner dahingemacht. Ein grausig fesselndes Schauspiel, das von unserer Stellung aus großartig zu überblicken war. Die von den Japanern an den beiden ersten Tagen des Ansturms erlittenen Verluste werden auf über 3500 Mann geschätzt.

Immer näher und näher rückten die feindlichen Truppen heran und immer heftiger wurde ihr Gewehrfeuer. Jetzt hatten sie auch ihre Artillerie in Stellung gebracht und mit unheimlichem Zischen sausten die Geschosse über unseren Köpfen hinweg, um nicht weit hinter uns am rückseitigen Abhang des Hügels mit donnergewaltigem Krachen zu zerbersten. Als dieser Kampf an die drei Stunden gewährt hatte, kam unser Hauptmann auf den Hügel. Mit der linken Hand die Pfeife im Mund haltend, die rechte Schulter etwas gesenkt und den einen Fuß nach dorn gesetzt, stand er ruhig und unbeweglich da, aufmerksam die feindlichen Kolonnen beobachtend. Schon wieder fingen die Japaner an, unsere Stellungen vermöge ihrer großen Uebermacht zu umgehen. Jetzt war es Zeit, den Kampf abzubrechen und zögernd kam das Kommando: „Zurück, Marsch."

Ein schwieriger Rückzug.

„Halt, erst das Maschinengewehr aufsatteln," rief unser Oberleutnant, und wir, die wir uns schon erheben wollten, nahmen wieder Deckung hinter den von uns aufgeworfenen kleinen Brustwehren. Die jetzt folgenden 10 Minuten war die ungemütlichste Zeit meines Lebens, nicht so sehr wegen der Gefahr, in der wir uns befanden, sondern wegen der völligen Hilflosigkeit, in der wir sie zubringen mußten. So schnell folgten jetzt die Kugeln aufeinander, daß man garnicht mehr feststellen konnte, von wo sie eigentlich kamen, und wir das Feuer schließlich gar nicht mehr entgegneten. Endlich kam das ersehnte Kommando und, uns behutsam niederduckend, krochen wir schlangenartig rückwärts hinter den Hügel, bis wir den Blicken der Japaner entschwunden waren. Rasch liefen wir jetzt den Abhang hinunter, um in dem sich am Fuße hinziehenden Flußbett Deckung zu suchen. Kaum waren wir hier angelangt, als ich plötzlich ein immer langsamer werdendes Surren vernahm. Aufgucken, bemerkte ich unklar etwas Schwarzes; augenblicklich warf ich mich zur Erde, gerade rechtzeitig, um den links von mir in den Abhang auffallenden Schrapnellsplittern zu entgehen. Mein Nebenmann war nicht so glücklich; er wurde am Arm und am Rücken zweimal verwundet. Sogleich folgten noch weitere Schrapnells hinterher, doch jetzt waren wir schon gerüstet und weitere Zielübungen der Japaner verfehlten ihre Wirkung an unserer jeweils gutgewählten Deckung. Wir erreichten jetzt die Landstraße, wo wir uns sammelten und nun den Rückmarsch nach Tsingtau antraten.

Abgespannt, doch unentmutigt.

Als wir uns dem Dorfe Tai-Tung-Tschen näherten, stimmten wir das Lied „Ich hatt' einen Kameraden" an. Obwohl wir alle nach den Anstrengungen der letzten Tage sehr abgespannt waren und eigentlich wenig Lust zum Singen verspürten, sintemalen uns die Zungen zum Halse heraushingen, so rafften wir uns doch zusammen, denn wenn wir auch keine siegreichen Kämpfe ausfechten konnten, so wollten wir die Chinesen doch nicht glauben lassen, daß wir entmutigt sein könnten. Dichtgedrängt schauten diese auf unsere von Staub und Schmutz bedeckten struppigen Krieger, die heute, nach nahezu sechswöchiger Abwesenheit in die Stadt zurückkehrten.

Freut euch des Lebens.

Bei unserer am Mittag erfolgenden Rückkehr in die Kaserne fanden wir alles trefflich für unsere Aufnahme hergerichtet. Auch das uns früher dort stark zusetzende Ungeziefer hatte während der Zeit unserer Abwesenheit unsere fleißige 6. Kompagnie vom III. Seebataillon (Ersatzreservisten und Kriegsfreiwillige) gewissenhaft entfernt. Wie Fliegen von der Wand so fielen wir alle in unsere Betten, um erst mal einen tiefen Schlaf zu tun. Gegen Abend, als die größte Müdigkeit überwunden, hielten wir es für angebracht, in der Mannschaftskantine einige kräftige Schoppen auf die glückliche Rückkehr zu heben. Ueberall herrschte hier nach der langen Zeit der Entbehrungen große Freude und Ausgelassenheit, und jeder wußte viel von seinen im Felde gehabten Erlebnissen zu erzählen. Sie alle waren überfroh, noch am Leben zu sein und so mancher, den man nicht anders kannte, als daß er auf das elende Dasein schimpfte, war nur zu glücklich, noch einmal, wenn auch vielleicht blos für kurze Zeit, der Gefahr entronnen zu sein. Und in der Tat, nie habe ich mehr wie damals die Worte unseres Freiheitsdichters empfunden:

„Und setzt ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Ende der Kämpfe im Vorgelände.

Am 28. September wurden alle Truppen hinter das Hauptbindernis zurückgenommen und damit hatten mit einem Verlust von 110 Toten und Verwundeten für uns die Kämpfe im Vorgelände ihr Ende erreicht.

Beschießung von See.

Seitdem Tsingtau von der Landseite eingeschlossen war, griffen auch die japanischen Kreuzer „Suwo", „Tango" und „Iwami" mit ihren 30.5 Cm. Geschützen und der englische Kreuzer „Triumph" mit seinen 25.4 Cm. Geschützen von der Seeseite aus in den Kampf ein und beschossen unsere Batterien auf dem Iltisberg und dem Bismarckberg, sowie in Huitschienhuk. Infolge der großen Entfernung war nur der letzteren bisweilen eine Aufnahme des Kampfes mit den Schiffen möglich. Trotzdem oft täglich bis zu 150 Schuß des schweren Kalibers auf uns verfeuert wurden, so war doch der von der Seeseite aus angerichtete Schaden gleich Null. Dagegen wurde jetzt von unseren Batterien und Seefrontwerken das Vorgelände planmäßig bombardiert, wodurch den Japanern große Verluste entstanden.

Rast und Neueinkleidung.

Um den aus dem Vorgelände zurückgekehrten Soldaten etwas Erholung zu gönnen, überließ man sie in den nächsten Tagen einer völligen Ruhe und Ungestörtheit. Eine wahre Wohltat war es uns allen, als wir nach sechzehntägigem Aufenthalt im freien Felde uns wieder einmal waschen, baden, kämmen und rasieren konnten. Von der Kammer wurden wir mit Winteruniform und neuer Leibwäsche versehen, so daß wir gut ausgerüstet und neu gestärkt für neue Kämpfe gewappnet waren.

Einrücken ins Bürgerquartier.

Bei einer erneuten Beschießung von See aus wurde die hinter unserer Kaserne liegende Schmiede getroffen. Wenngleich bislang irgend welcher ernstliche Schaden nicht angerichtet worden war, so war doch unsere Kaserne wegen ihrer kurzen Entfernung von der Bismarckbatterie sehr gefährdet. Dies war der Grund, weshalb wir am 1. Oktober die Kaserne verließen und in der am Hafenviertel gelegenen Deutschlandstraße Bürgerquartier bezogen. Uns Soldaten war dieser Wechsel sehr angenehm, weil die Unterkunft in den neuen Wohnungen mit manchen Annehmlichkeiten verbunden war. Die meisten der Häuser waren früher von reichen Chinesen bewohnt, die, soweit sie noch anwesend waren, es sehr gut mit uns meinten und uns Getränke und Cigarren anboten. Manche hatten es sogar so gut getroffen, daß sie Billard und Grammophon in ihren Behausungen hatten, wovon sie mit Erlaubnis der Besitzer nach Herzenslust in ihrer freien Zeit Gebrauch machten.

Ein von den Deutschen gesprengtes Panzerfort bei Tsingtau.

Ausfall nach dem Schuang-Schan.

Dieses idyllische Leben sollte nur zu bald eine Störung erfahren, die für viele einen Abschied für immer zu bedeuten hatte. Am Abend des 2. Oktobers kam der Befehl, daß das ostasiatische Marine-Detachement einen Ausfall zu machen hätte, um eine auf den Hügeln des Schuang-Schan befindliche, vorgeschobene japanische Abteilung zu vertreiben. Um 8 Uhr traten die Kompagnien vor ihren Quartieren an und gelangten, durch Tai-Tung-Tschen marschierend, gegen 9 Uhr nach dem vor dem Hauptbindernis gelegenen Blockhaus, von wo aus dann getrennt vorgegangen wurde. Die erste und zweite Kompagnie war zum Angriff bestimmt, unsere dritte Kompagnie sollte in Reserve bleiben. Nachdem jede Kompagnie die ihr angewiesene Stellung eingenommen hatte, eröffneten zunächst die von uns mitgeführten Revolverkanonen und Maschinengewehre ein heftiges Feuer auf die japanische Stellung, das etwa eine halbe Stunde währte. Als der Feind genügend erschüttert zu sein schien, erhielten unsere Kompagnien Befehl, zum Angriff vorzugehen, wobei sie einige weiter vorgeschobene feindliche Posten zu passieren hatten. Mit Hurrah rückten die erste und zweite Kompagnie auf die Hügel los; schon war die letztere Kompagnie auf dem einen angelangt, als es den Japanern im letzten Augenblick gelang, ein Maschinengewehr in Stellung zu bringen, womit sie nun ein rasendes Feuer auf uns eröffneten. Auch andere japanische Abteilungen, die sich auf den weiter rückwärts liegenden Höhen befanden, griffen jetzt lebhaft schießend in den Kampf ein; plötzlich war unser Detachement von allen Seiten unter Feuer, sodaß unsere Leute unter Zurücklassung zahlreicher Toter und Verwundeter eiligst den Rückmarsch antreten mußten. Gegen 12 Uhr trafen die Kompagnien in ihren Quartieren wieder ein. Unsere Verluste bei diesem Ausfallgefecht betrugen bei einer Gesamtzahl von 420 Mann 20 Mann; der Hauptmann der ersten Kompagnie war beim Sturm auf den Hügel als einer der ersten gefallen.

Neue Verteidigungsanlagen.

Um den Verteidigungszustand des Platzes zu erhöhen, wurde überall bis zum letzten Augenblick fieberhaft gearbeitet. Da einige Stellen der Hauptverteidigungslinie besonders gefährdet schienen, wurden zwischen den einzelnen Infanteriewerken jetzt noch Schützengräben ausgehoben. Etwa 10 Meter hinter diesen wurden mehrere mit Panzerplatten gedeckte, feste Unterstände angelegt, die ihrerseits durch lange im Zick-Zack angelegte Laufgräben bei einem hinter den Werken entlang führenden gedeckten Weg endeten. In dieser Weise wurden die noch zur Verfügung stehenden Kompagnien wie folgt verteilt:

2. Komp. O. M. D. auf dem linken Flügel zwischen J. W. V und Kiautschou Bucht.

3. Komp. O. M. D. rechts von J. W. V.

1. Komp. O. M. D. links von J. W. IV.

4. Komp. 3. S. B. bei J. W. I.

5. Komp. 3. S. B. bei J. W. III und II.

6. Komp. 3. S. B. auf dem rechten Flügel zwischen J. W. I und Fouschanso Bucht.

Nachdem den Japanern die völlige Einschließung der Stadt gelungen war, ergriffen sie von der gesamten Bahnstrecke bis Tsinanfu Besitz, wodurch sie erreichten, daß die ganze Provinz Schantung ihrem Machtbereich einverleibt wurde.

Mit Spannung sah man den nächsten Ereignissen entgegen. Am 4. Oktober beschossen die Japaner den kleinen Vorort Sytang und zerstörten das dortige Barackenlager. Vier Tage darauf wurde der amerikanische Konsul, der als einzige Konsul während der Feindseligkeiten in Tsingtau verblieben war, von seiner Regierung abberufen.

Waffenstillstand.

Am 12. Oktober trat dann auf Wunsch der Belagerer von 12.40 Uhr bis 4.20 Uhr nachmittags ein Waffenstillstand ein, den die Japaner dazu benutzten, um ihre zahlreichen Toten zu begraben. Es war interessant, zu sehen, wie mit Eintritt der Waffenruhe die japanischen Soldaten von allen Seiten, kleine Fähnchen schwingend, aus ihren Erdhöhlen hervorgekrochen kamen, um nach abgelaufener Frist ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Einen Tag später fand in Hsiwutschialsun eine Parlamentärbesprechung statt, in welcher über die letzte Möglichkeit eines Verlassens des Platzes seitens von Nichtkämpfern verhandelt wurde. Nur zwei Frauen und der amerikanische Konsul machten von diesem Angebot Gebrauch.

Linienschiff „Triumph" wird beschädigt.

Die Beschießungen von See aus nahmen um die Mitte des Monats einen besonders heftigen Charakter an. Zur Hauptsache schien man es auf die Huitschenhuk- und Iltisbatterien abgesehen zu haben. Erstere allein erhielt an einem einzigen Tage einundfünfzig 30.5cm Granaten und Sprenggranaten. Gleich beim ersten Schuß gelang es dieser Batterie, dem englischen Linienschiff „Triumph" einen Volltreffer mit einer 24cm Sprenggranate beizubringen, welche den Erfolg hatte, daß das Schiff außer Gefecht gesetzt werden mußte.

Tsingtaus unabwendbares Schicksal.

Trotz solcher gelegentlichen Erfolge waren wir uns alle darüber klar, daß das Schicksal unserer Kolonie nicht mehr aufzuhalten war. Denn von welcher Seite sollte Hilfe gebracht werden? Aber ein fester Wille beseelte alle: Der unabwendbare Sieg sollte vom Feinde teuer erkauft werden.

Sperrung der Hafeneinfahrt.

Immer neue Befestigungen wurden angelegt. Tag und Nacht wurde auf der Werft gearbeitet, um Schießscharten, Brustwehren, Lafetten und unzählige andere Kriegsgeräte herzustellen oder zu erneuern. Um die Hafenanlagen für die Japaner für längere Zeit wertlos zu machen, wurden am Abend des 14. Oktober die Dampfer „Ellen Rickmers" und „Duntendart" an der Einfahrt zum großen Hafen versenkt. Ersterer Dampfer fing beim Sprengen Feuer und brannte vollständig aus.

Des Dienstes gleich gestellte Uhr.

Während dieser ganzen Zeit hatte meine Kompagnie unter Zuhilfenahme angeworbener chinesischer Kulis eifrig an dem Ausbau der ihr angewiesenen Verteidigungsstellungen gearbeitet. Vom Wetter nicht beeinträchtigt, hatten die Schanz- und Grabenarbeiten gute Fortschritte gemacht. Der Dienst in der Kompagnie war so eingeteilt, daß jeweils zwei Züge des Abends nach Haus rücken konnten, während einer zum Wachdienst zurückbleiben mußte. Um 3.30 Uhr früh, wenn noch das Dunkel der Nacht über den Häusern lag, wurde bereits geweckt. Unwirsch sich reckend und streckend, erhoben sich die müden Schläfer, worauf sie mit kräftigem Schimpfen über die „nächtliche Ruhestörung" sich Erleichterung verschafften. Denn welcher Soldat schimpft nicht? Eine kühlende Brause unter dem Hahn der Wasserleitung verscheuchte rasch die beklemmende Schläfrigkeit und hurtig schlüpfte alles in Hosen und Stiefel, um die Lagerstätten in Ordnung zu bringen. Inzwischen war bereits der an der Reihe befindliche Kamerad zur Küche am Hafenamt gelaufen und war mit einer großen Kanne Kaffee zurückgekommen. Unten auf der Straße warteten schon Chinesen mit Körben, zum Frühstück „warme Balinna" anbietend: „Master, ganz frisch!" Die wenigen Minuten des Frühstücks bildeten gewissermaßen einen „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht"! Aber jetzt hieß es schnell die Stube aufsegen und aufwischen und alle Sachen sauber an Ort und Stelle legen, denn, wenngleich auch Krieg war, so wurde doch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit darauf geachtet, daß keine „Bummelei" einriß. Und nun noch ein paar Brötchen für das zweite Frühstück gestrichen und die Feldflasche mit Kaffee gefüllt, dann ging es hinunter auf die Straße, wo der Unteroffizier bereits auf seine Korporalschaft wartete. Um 4.45 Uhr traten die Züge in der Deutschlandstraße an, wo der Feldwebel nochmals abzählen ließ und die Leute einer eingehenden Musterung unterzog. Schien die „Gesellschaft noch nicht richtig aufgewacht" zu sein, so wurde nachdrücklich dafür gesorgt, daß durch einige Schwenkungen und Wendungen der „nötige Zug" hineinkam. Nachdem sich unterdessen auch die Offiziere eingefunden hatten, erfolgte um 5 Uhr der Abmarsch in die Stellung.

Auch ein Spaziergang.

Der Weg dorthin währte nahezu eine Stunde. Um bei den Japanern, die von den von ihnen besetzten, die ganze Stadt beherrschenden Höhen alle Vorgänge in Tsingtau beobachten konnten, nicht die Versuchung aufkommen zu lassen, bei unserem täglichen Ausmarsch uns einen Morgengruß in Gestalt von ein paar wohlgezielten Schrapnells zu senden, so mußte immer in Gruppen zu zweien nach der Stellung abmarschiert werden. Hierbei richtete man es möglichst so ein, daß man sich mit einem guten Freund zusammenfand, so daß der Weg in angenehmer Unterhaltung zurückgelegt werden konnte. War der Tag schön und heiter, so war dieser morgentliche Ausmarsch, bei der man gemütlich seine Cigarre oder sein Pfeifchen rauchte, eine feine Erfrischung.

Bei Tai-Tung-Tschen angelangt, teilten sich die Gruppen, um durch mehrere Straßen marschierend, auf verschiedenen Wegen die vor diesem Platze gelegene Stellung zu erreichen. Am gefährlichsten war die Strecke des Weges, welche von den letzten Häusern Tai-Tung-Tschens über die vor der Stellung gelegene Wiese führte. Hier kam es zuweilen vor, daß man von entfernt liegenden japanischen Patrouillen, die sich etwas weiter vorgewagt hatten und unsichtbar in einer der vielen Ravinen versteckt lagen, zum Objekt ihrer Zielübungen genommen wurde.

Wie es in der Front aussah.

Durch ein niedriges Wäldchen gedeckt war von den vom Feinde besetzten Höhen die Stellung nicht sichtbar, was aber natürlich nicht sagen will, daß ihm die dort angelegten Befestigungen nicht bekannt waren. Ihre Lage war längst durch die täglichen Erkundigungszüge der feindlichen Flieger festgestellt. Die vordersten Schützengräben waren etwa 400 m von dem Hauptbindernis, das sich hauptsächlich am Haipho Fluß entlang zog, entfernt. Dieses war so angelegt, daß es am Rande des meist trocken liegenden Flußbettes in einer etwa 4 m tiefen, steil abfallenden Senkung ein dem Auge des Feindes verborgenes Drahtverhau barg, über welches die Japaner herüber mußten, wenn sie unsere Verteidigungswerke stürmen wollten. Von der feindlichen Seite aus gesehen, schien es, als ob die jenseits des Flußbettes wenig stark ansteigenden Hügel sich unmittelbar an dieses anschlossen, während sich von uns aus das Hindernis als eine weiße Mauer mit mehreren davor befindlichen Reihen von hohen und niedrigen Eisenstangen, mit vielem Stacheldraht verbunden, zeigte.

Wollten die Belagerer unsere Verteidigungswerke ohne weitere Vorbereitungen in breiter Front von ihrer weit zurückgelegenen Stellung aus stürmen, so hätte dieses Unternehmen notwendigerweise mit außerordentlichen Opfern verbunden sein müssen. Aus diesem Grunde mußte der Gegner bestrebt sein, sich unter Zuhilfenahme der von der Natur gebotenen Deckungen durch Laufgräben so nahe als möglich an uns heranzugraben. Dieses Herangraben durch Laufgräben hätte, um vor unseren Geschossen besser gedeckt zu sein, im Zickzack zu geschehen. Den natürlichen Ausgangspunkt für die auf diese Weise erstrebte Annäherung bildeten die sich von den Höhen des Kouschan, Taschan, den Waldersseehöhen und Prinz Heinrichbergen zahlreich in's Tal senkenden Ravinen. Obwohl das Auswerfen der Gräben, das vorzugsweise bei Nacht vorgenommen wurde, getrennt von einander von verschiedenen Seiten erfolgte, so waren sie doch an mehreren Punkten durch Verbindungsgänge verbunden, um etwaige Truppenverschiebungen beim Angriff vornehmen zu können.

Der eiserne Ring um Tsingtau.

Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß die Japaner Tsingtau in kurzer Zeit im Sturm nehmen würden und es wurde erzählt, daß der Kommandant der Belagerungsarmee, Generalleutnant Kamio, gesagt haben soll, er wolle am 6. Oktober, dem Geburtstag des Mikado, die Stadt seinem kaiserlichen Gebieter als Geschenk zu Füßen zu legen. Der Tag verstrich jedoch, ohne daß von feindlicher Seite etwas unternommen wurde. Dagegen stellte unser Flieger fest, daß die Japaner sich hauptsächlich vom Kouschan und Taschan aus, unter geschickter Benutzung der dort sich zahlreich ins Tal senkenden Ravinen, an unsere Infanteriewerke heranzuschanzen begannen. Unsere Artillerie, die durch die Beobachtungen eines Fesselballons unterstützt wurde, suchte den Feind nach Möglichkeit bei seiner Arbeit zu stören. Von feindlicher Seite wurde während dieser Zeit die Stadt nur von der See aus beschossen, von der Landseite wurde das Feuer fast garnicht erwidert. Nur wenn unser Flieger aufstieg, wurden sogleich kleine schwarz-braune, von japanischen Schrapnells stammende, Wölkchen am Himmel bemerkbar; auch unser Fesselballon, der den Japanern sehr unangenehm war, wurde an einem Tage eifrig bedacht und mußte infolge der erhaltenen Beschädigungen eingezogen werden. Später ließen unsere Leute einmal einen in Form dem ersteren nachgeahmten Ballon, aber ohne Bemannung, aufsteigen, um die Japaner zum Schießen zu reizen und dadurch den Standort ihrer Geschütze festzustellen. Da jedoch der Ballon infolge starken Windes und anscheinend nicht genügenden Ballastes in der Luft wie wahnsinnig im Kreise herumsauste, so fielen die Japaner auf diese List nicht hinein.

Der Fremdenlegionär.

Es wunderte uns oft, daß die Japaner während der ersten Wochen der Einschließung keinerlei Versuche machten, uns beim Ausbau unserer Stellung zu stören, obwohl dies, besonders im Anfang, wo wir noch nicht durch tiefe Gräben gedeckt waren, sehr leicht und erfolgreich möglich gewesen wäre. So kam es, daß wir manchmal, wenn wir auf Wache gewesen waren, bei Eindruch der Dunkelheit uns gemütlich im Kreise zusammen setzten und uns Geschichten erzählten, bis die neue Wache aus der Stadt zur Ablösung eingetroffen war. Einige verstanden es, durch ihre originelle Plauderweise zu fesseln, andere wiederum durch Erzählungen aus ihrem Leben, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich zu lenken. Von allen das interessanteste, zugleich aber auch das traurigste Schicksal widerfuhr wohl einem Fremdenlegionär, der sieben Jahre seines Lebens bei dieser französischen Truppe zugebracht hatte. Groß und hager von Gestalt, ließen die knochigen Züge und tiefliegenden Augen erkennen, daß er lange Zeit in tropischen Gegenden gelebt haben mußte. „Es war im Winter des Jahres 1908", hub er an, „als ich mich eines Tages zum Besuch eines Freundes über die holländische Grenze begab. Wir hatten einen längeren Spaziergang unternommen und müde und durstig kehrten wir am Abend in einem kleinen Gasthof ein. Bei munteren Scherzen und lustigen Geschichten verstrich die Zeit nur gar zu schnell und, ohne daß wir darauf geachtet hatten, brachte der Wirt uns bereits das siebente Glas Bier. Unsere Stimmung war immer fröhlicher geworden und schließlich setzten wir uns, wie es unter solchen Umständen üblich ist, mit den noch übrig gebliebenen wenigen Gästen an eine gemeinsame Tafel, wo wir zu einer neuen Runde Bier eingeladen wurden.

An Unterhaltung gebrach es nicht, denn einer unserer neuen Bekannten wußte Großartiges und Schönes aus dem Norden Afrikas und der Mannigfaltigkeit des Soldatenlebens zu erzählen. Aufmerksam lauschten wir seinen Worten, während inzwischen ein neues Faß angezapft wurde. Was dann geschah, weiß ich nicht mehr recht; ich erinnere nur noch dunkel, daß ich meinen Namen unterschreiben mußte. Als ich aus meinem Rausch erwachte und mich erhob, befand ich mich in einem Eisenbahnwagen auf der Fahrt nach Marseille. Dort wurden wir eingekleidet und dann mit dem Schiff nach Algier gebracht. Und jetzt fing meine Leidenszeit an. Für eine ganz jämmerliche Bezahlung mußten wir in der heißen französischen Kolonie schwere Arbeit tun. Dabei war die Behandlung auch noch schlecht. Zuerst war ich in einer Stadt im Norden Algeriens, wo ich meine Ausbildung durchzumachen hatte. Dann schickte man mich auf zwei Jahre ins Innere des Landes, bis ich dann im Jahre 1912 nach Marokko kam. Mehrmals machte ich Fluchtversuche, doch diese hatten immer nur zur Folge, daß ich zur Strafe jedesmal zu einem weiteren Dienstjahr verurteilt wurde. Vor einem Jahre kam ich nach Indochina; da gefiel es mir aber auch nicht besser. In dem dortigen Regiment waren viele Deutsche; diese sowie die Oesterreicher und Schweizer hielten immer zusammen. Waren wir auf dem Marsch, so sangen wir meistens deutsche Lieder; da wir weitaus in der Mehrzahl waren, so sagte niemand etwas dagegen. Obwohl ich nur noch ein halbes Jahr zu dienen hatte, so nahm ich doch eines Abends eine günstige Gelegenheit wahr, zog mir Bürgerkleidung an und machte mich aus dem Staub. Es glückte mir auch, unerkannt den Zug zu erreichen und nun fuhr ich ab, pochenden Herzens. Auf der nächsten Station stieg ein Herr mit einer Dame und zwei Kindern in mein Abteil. Ich erkannte ihn sofort als meinen Hauptmann, doch gab ich mir Mühe, ihn nicht anzusehen; da bat er mich, ihm ein Streichholz zu geben. Als dies geschehen war, meinte er, er müsse mich doch kennen, er glaube bestimmt, mich schon vorher gesehen zu haben. Da passierte mir ein dummer Irrtum; gefragt, ob ich nicht eine Cigarette rauchen wollte, antwortete ich: „Non, mon capitain", und nun wußte er, daß ich zur Fremdenlegion gehörte. „Mein Freund, Sie begehen einen großen Fehler. Ich gebe ihnen den freundschaftlichen Rat, fahren Sie sofort wieder zurück und melden Sie sich bei Ihrer Kompagnie." Und seine Börse aus der Tasche ziehend, fuhr er fort: „Hier gebe ich Ihnen Geld für die Rückfahrt. Seien Sie versichert, es wird Ihnen nichts passieren". Inzwischen waren wir jedoch schon auf chinesischem Gebiet angelangt, da konnten mir die Franzosen nichts mehr anhaben. Der Hauptmann wußte dies und redete mir daher um so mehr zu, er konnte mich aber von meinem Vorhaben nicht mehr abbringen.

In langer Wanderschaft durchstreifte ich nun die chinesischen Provinzen Yuennan und Kwantung, bis ich am 31. Juli dieses Jahres in Canton eintraf. Am nächsten Morgen meldete ich mich auf dem deutschen Konsulat. „Da kommen Sie ja gerade rechtzeitig," sagte der Sekretär, „soeben ist hier die Mobilmachungsorder eingetroffen, da können Sie gleich nach Tsingtau fahren." Mit genügend Reisegeld versehen, fuhr ich sofort weiter nach Hongkong, wo ich auf den nächsten japanischen Dampfer nach Shanghai wartete. Am Nachmittag ging ich in eine Wirtschaft, in welcher auch französische Matrosen waren. Aus ihren Reden hörte ich, daß sie über mich sprachen; sie schienen zu wissen, daß ich aus der Fremdenlegion entlaufen war. Es dauerte auch nicht lange, da kam einer von ihnen auf mich zu und forderte mich auf, bei ihnen Platz zu nehmen. Ich tat, als ob ich kein Französisch verstände, und zuckte die Achseln. Da stand ein anderer auf und sprach: „Du verstehst sehr wohl Französisch, wir wissen doch, daß du bei der Fremdenlegion gewesen bist. Aber sei nicht dumm, komm und nimm mit uns noch einen Trunk an Bord." Ich merkte aber sehr wohl die Falle, die sie mir legen wollten. Ich stand auf, zahlte und ging von dannen." Bei diesen Worten nahm er schmunzelnd einige Züge aus seiner Pfeife. „Ja, ja," fuhr er fort, „nun bin ich einmal neugierig, ob und wann ich wieder nach Deutschland kommen werde. Ich muß sagen, ich habe große Sehnsucht nach der Heimat." — Er sollte sie nicht wieder sehen! Beim Sturm auf die Werke fand er am 7. November den Tod fürs Vaterland. — —

(Fortsetzung folgt.)

Brücke über den Tahu von deutschen Pionieren gesprengt und von den Japanern wieder gebrauchsfähig gemacht.

Gemeinde-Milchanstalt.

Um der Milchknappheit nach Möglichkeit abzuhelfen, hat die Gemeinde Kohlscheid (9750 Einwohner) eine Gemeinde-Milchanstalt eingerichtet, in der jetzt 12 aus Westfalen bezogene Gemeinde-Milchkühe stehen. Mit der von auswärts bezogenen Milch kann die Gemeinde jetzt täglich 300 bis 320 Liter Milch an kinderreiche Familien und für Säuglinge abgeben.